

Haschisch-Kekse auf Rezept

Israel entwickelt sich zum Marktführer in der Erforschung und Produktion von medizinischem Cannabis. Das sonnige Klima und wissenschaftlicher Pioniergeist sorgen für günstige Bedingungen

Von Inge Günther

Seinen ersten Joint hat Yehezkel Geffen als Teenager geraucht. Noch als junger Mann, erinnert er sich, habe er ab und an gerne einen durchgezogen. Bis er seine Frau kennenlernte. Sie hat ihn damals vor die Entscheidung gestellt: „Hör mit dem Zeugs auf oder aus unseren Heiratsplänen wird nichts.“ Hinter Geffens trockener Stimme versteckt sich ein Schmunzeln. „Also habe ich es sein gelassen.“

Jahrzehnte später hat der Israeli die Vorzüge von Marihuana wiederentdeckt – allerdings von ganz anderer Seite. Ein Arzt, bei dem Geffen in Jerusalem wegen seiner chronischen, schwer aushaltbaren Rücken- und Nervenschmerzen in Behandlung war, riet ihm, es doch mal mit medizinischem Cannabis zu versuchen. Es half ihm tatsächlich, die verkrampten Muskeln zu entspannen. Vorher hatte er nur noch im Rollstuhl gesessen. Seitdem er die Cannabis-Kapseln nehme, könne er auch wieder ein paar Schritte laufen, erzählt der 63-Jährige, der wegen einer fortschreitenden Wirbelsäulendeformation, einhergehend mit organischen Komplikationen, schon vor langer Zeit seinen Werkzeugladen aufgeben musste. An guten Tagen schafft er es sogar auf eigenen Füßen in die Synagoge, was ihm als frommen Juden besonders wichtig ist.

Mit weichen Drogen zu dealen oder sie zum eigenen Vergnügen zu konsumieren, ist

zwar auch in Israel illegal. Aber in der ärztlichen Therapie lässt das Gesundheitsministerium sie schon seit zehn Jahren zu. 25 000 Israelis erhielten im vorigen Jahr mit behördlicher Genehmigung Cannabis. Geschätzt wird, dass es bis zum Jahr 2018 bereits 40 000 werden.

Seinen „Stoff“ bezieht Geffen einmal monatlich auf Rezept von der Ausgabestelle im Jerusalemer Universitätsklinikum Hadassah. Cannabiss, eine israelische Firma, die ausschließlich Heilmittel auf Marihuana-Basis herstellt, hat dort in Kooperation mit Ärzten eine eigene Abteilung eingerichtet. Der Informationsschalter könnte auch als Edelvariante eines Coffeshop-Tresens in Amsterdam durchgehen. Vorne links stehen gläserne Wasserperlefen, aufgereiht nach diversen Formen und Größen. Medizinfläschchen, auf deren Aufdruck symbolisch die siebenblättrige Hanfpflanze prangt, sind ebenfalls ausgestellt und in den Variationen „light“, „regulär“ oder „forte“ zu haben. Auch Marihuana-Kekse, mehrere Sorten „Gras“, ergänzt um extralange OCB-Zigaretten-Papiere und nikotinfreien Tabak auf Basis von Papaya- und Eukalyptusblättern fehlen nicht. Sogar eine Cannabiscreme zum Einreiben ist zu haben.

Jeden Montag ist Sprechstunde. Die Patienten werden nicht nur beraten, sondern können unter Aufsicht gleich ausprobieren, welches Produkt in welcher Verarbeitungs-

form ihnen am besten bekommt. Moshe Ilea, Chef und Gründer von Cannabiss, führt durch die freundlich hellen Räumlichkeiten mit Sitzgruppen und Liegen zum Entspannen. Sogar ein eigenes Zimmer, um vaporisiertes Marihuana zu inhalieren, steht bereit. Fachkundig zeigt Ilea, wie man den Ballon mit dem Cannabis-Dampf füllt und zum Einatmen an den Mund setzt.

Die Hanfplantagen werden überwacht wie ein Hochsicherheitstrakt – nur der Duft lässt sich nicht einsperren

Mit seinem langen blonden Zopf und dem Spitzbärtchen sieht Ilea wie einer aus, der dem Kiffen nicht unbedingt abgeneigt ist. Aber eine Vorliebe wurde erst daraus, als er sich 2001 während seines Militärdienstes eine langwierige Beinverletzung zuzog, die höllisch weh tat. Ilea entdeckte die schmerzlindernde Wirkung eines guten Joints. Nach der Armee reiste er nach Holland und in ein paar andere Länder, in denen Pot rauchen legal ist. Er experimentierte mit Haschisch-Öl und Keksen für den Eigenverbrauch und, so erzählt er, erlernte in einer französischen Bäckerei eigens die Kunst des Backens. Schrittweise erweiterte er seine Kenntnisse, studierte alles, was ihm zum Thema Cannabis in die Finger kam und wurde schließlich Unternehmer. Im Jahre 2009 entstanden im eigenen Firmenlabor die ersten Design-Produkte.

Den Stoff bezieht Cannabiss von mehreren Hanfplantagen, die Israel erst im Norden und inzwischen auch im noch sonnigeren Süden des Landes zu medizinischen Zwecken erlaubt hat. Sie werden überwacht wie ein Hochsicherheitstrakt. Nur der berauschend intensive Duft nach Gras lässt sich nicht wegschließen. Hinter Gräben und Stacheldraht werden hunderte Cannabis-Sorten gezüchtet, manche mit niedrigem, manche mit hohem THC-Gehalt, dem Tetrahydrocannabinol, der Komponente, die high macht. Doch daneben enthält diese Wunderpflanze, die auch als Entzündungshemmer, Beruhigungsmittel und Appetitanreger geschätzt wird, tausend andere Inhaltsstoffe. 144 davon kommen in keiner anderen Pflanze vor, hat die Cannabisforschung herausgefunden. Israel gilt auf diesem Feld als weltweit führend. Neben seiner liberalen Gesetzgebung bei der Erkundung von medizinischem Neuland hat das auch viel mit Raphael Mechoulam zu tun, dem Chemieprofessor, dem es 1964 als erstem gelang, THC zu isolieren. Von ihm wird noch die Rede sein, nur so viel schon mal: Das Cannabis für seine frühen Versuche bezog Mechoulam noch von der Polizei, die ihn kiloweise mit beschlagnahmten Dope versorgte.

Heute wird auf höchste Qualität Wert gelegt. „Wir testen die Pflanzen“, versichert Cannabiss-Chef Ilea, „damit keine Pestizide oder Fungizide in die Verarbeitung gelangen.“ Rund 500 Patienten, die meisten davon sind an Krebs erkrankt oder leiden an schmerzhaften Zuständen, vertrauen auf die Cannabis-Apotheke im Hadassah-Hospital. Zu den Stammkunden gehört Yehezkel Geffen, der vor allem „die weißen Pillen für tagsüber“ mag. „Weil die mich nicht stoned machen.“ Um wenigstens drei, vier Stunden schlafen zu können, nimmt Geffen „die schwarzen Pillen für die Nacht“. Aber, fügt er hinzu, die bescherten ihm nach Einnahme erst mal ein zehnmütiges High, was seine Frau nun gar nicht schätze. Glücklicherweise, dass ihr Mann ein Stück Lebensqualität zurückgewonnen hat. Die Cannabis-Kapseln, erzählt Geffen, hätten ihm auch ermöglicht, seine Dosis Morphin zu senken. Früher brauchte er 125 Milligramm, wenn ihn schwerste Schmerzattacken überfielen. Heute komme er mit 25 Milligramm aus.

„Cannabiss“, doziert Professor Mechoulam, „bewirkt etwas bei fast allen Erkrankungen.“ Es gebe keinen anderen Neurotransmitter, der sich damit vergleichen lasse. Der 85-Jährige führt das auf den „Entourage-Effekt“ zurück, womit er das interaktive Zusammenspiel von sage und schreibe 68 Cannabinoiden meint, die in dem Kraut enthalten sind. Aber man wisse noch immer zu wenig über diesen Synergie-Effekt, nur eben, dass er sich in vielen Fällen ausgesprochen günstig auf die Regulierung des Organismus auswirke.

Mechoulam, geboren in Sofia, der nach seiner Einwanderung nach Israel erst am Weizman-Institut forschte und später an der Hebräischen Universität, ist der Guru der rasant expandierenden Cannabis-Branche. Als Schirmherr fungierte er jüngst auch bei der zweitägigen Cannatech-Konferenz, die 200 Experten aus aller Welt – Hanfanbauer, Investoren und Wissenschaftler – nach Tel Aviv und Jerusalem lockte. Ein Hauch von Marihuana lag in der Luft und in den Pausen wurde Bob Marley aufgelegt. Aber wenn es zur Sache ging, rauchte vielen der Kopf angesichts all der Expertisen, vorgestellten Statistiken und chemischen Verbindungsformeln von THC und CBD (Cannabidiol), der zweiten prominenten, aber nicht psychoaktiven Marihuana-Komponente.

Jeder fünfte Krebspatient verlangt inzwischen nach Cannabis-Extrakt zur Linderung seiner Beschwerden

In seiner Eröffnungsrede erinnerte Mechoulam, weißhaarig und im lockeren Kragenpullover, an die Anfänge seiner Erforschung natürlicher Heilmittel vor sechzig Jahren. Zu seiner Überraschung hatte er damals festgestellt, dass man über Cannabis weit weniger wusste als etwa über Opiate. Dabei kannte man die Pflanze schon im alten China. Römer und Griechen kurierten damit Entzündungen. Die englische Königin Viktoria wiederum ließ Marihuana aus Indien holen, um ihre Migräne zu behandeln. Und heute? Es gebe erfolgreiche Versuche, so Mechoulam, Cannabis bei Autoimmunerkrankungen einzusetzen, und sogar zur Behandlung von Schizophrenie und Epilepsie. „Aber uns fehlen nach wie vor großangelegte, moderne klinische Testreihen.“

Da es allerdings keine tödliche Überdosis bei Marihuana gibt und mögliche Nebenwirkungen, etwa Konzentrationsschwäche und Schwindel, weniger schädlich sind als die im Zulassungsrahmen von Arzneimitteln, kommt Cannabis in Israel längst auch stationär zum Einsatz. Reuven Or, Spezialist für Knochenmarkstransplantationen, war der Erste, der Cannabis in Krankenhäusern einführte. Auf seiner Station im Hadassah liegen

fast ausschließlich Leukämiekranken, unter ihnen viele Kinder. An der Rezeption baumeln bunte Figuren, bevor steht ein Klavier. „Ich glaube an eine Kombination aus Medizin und spiritueller und musischer Unterstützung“, sagt Or. Denn die Chemotherapie, die der Knochenmarkstransplantation vorausgeht, ist eine harte Keule. Cannabis federt sie ab.

Schon vor Jahren begann er mit einem Pilotprogramm für Erwachsene. „Wir bekamen ein sehr positives Feedback von unseren Patienten“, berichtet Or. Tropfenweise verabreichtes Cannabis-Öl, reich an dem nicht high machenden Wirkstoff Cannabidiol, erwies sich als hilfreich, die oft als niederschmetternd empfunden Symptome zu übersteuern. Or beschloss, auch Kinder, die durch die Chemotherapie mühsam, einzubeziehen. „Natürlich waren die Eltern erstmal besorgt“, sagt er. Ohne ihre Zustimmung läuft nichts. Doch der Effekt der Cannabis-Tropfen überzeugte viele Skeptiker. Gaumen und Schleimhäute der Chemotherapierten werden weniger wund, die Übelkeit und das Gefühl, völlig down zu sein, lassen nach. Und der Appetit meldet sich zurück. „Es gibt zwar keinen hundertprozentigen Erfolg“, so Or, „aber in achtzig Prozent der Fälle verbessert sich der Zustand.“

Andere Abteilungen der Onkologie meldeten bald Interesse an. Jeder fünfte Krebspatient im Hadassah verlangt inzwischen nach einem Cannabis-Extrakt zur Linderung seiner Beschwerden. Bei den Patienten, die nur durch eine Knochenmarkstransplantation gerettet werden können, ist es sogar jeder Zweite. Einige Kollegen aus der Ärzteschaft sind trotzdem gegen die Anwendung von Cannabis in der Medizin. Weil nicht klar sei, ob es sich dabei nun um Nahrungs- oder Heilmittel, Drogen oder Narkotika handle. „Ich gebe zu“, sagt Or, „wir wissen nicht genug.“ Aber die Hanfsubstanzen erzeugten weder Suchtabhängigkeit noch problematische Nebenwirkungen. Im Gegenteil. Sie steigerten das Wohlbefinden insgesamt, was bedeute: Die Patienten würden gelassener, optimistischer und setzten ihren Energien ein, wieder auf die Beine zu kommen.

In Israel jedenfalls scheint der Pflanze mit dem anrühenden Ruf der Durchbruch aus dem Kiffer-Keller in die höheren Sphären medizinischer Wissenschaft gelungen zu sein. Zahlreiche Forschungsteams, Hochschulen und Hospitäler sind an der Untersuchung der Cannabis-Potenziale beteiligt. Firmen wie Cannabiss oder Tikun Olam – der größte, lizenzierte Hanflieferant in Israel – arbeiten an der Entwicklung standardisierter Cannabis-Produkte mit klarer Dosierung nach Altersstufen. Investoren wittern ein Milliardengeschäft, gerade auch mit Blick auf die USA, wo zwar mehr und mehr Bundesstaaten den kontrollierten Anbau erlauben, aber das Marihuana-Verbot von 1937 die Forschung bis heute hemmt. Die Marktücke, die daraus entstanden ist, wollen nun die Israelis füllen.



Ganz legal: Hunderte von Cannabis-Sorten werden in Israel auch im Dienste der Forschung gezüchtet. RFR



Heilmittel auf Basis von Marihuana, hier als Öl. CANNABISS(G)



Die Pipette hilft bei der genauen Dosierung.



Starke Pillen für eine ruhige Nacht.